

„Rentenjäger - Simulanten“ – Kriegstraumata und psychische Versehrtheit in Ideologie und Propaganda des Nationalsozialismus

Nils Löffelbein (Goethe-Universität, Frankfurt a.M.)

Die Figur des Frontkämpfers stellte ein zentrales Element in der Ideologie und Propaganda des Nationalsozialismus dar. In der Gründungslegende von der „Geburt des Nationalsozialismus in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs“ referierte der Frontsoldat als Träger der nationalsozialistischen Idee und zugleich als ihr Vollstrecker. Das soldatische Propagandabild des Soldaten – breitschultrig, nervenstark, körperlich überlegen und unüberwindbar – visualisierte die nationalsozialistische Überzeugung vom unbesiegt gebliebenen deutschen Frontheer in extrem zugespitzter Form. Mit Blick auf die psychologische „Mobilmachung“ der Bevölkerung für den geplanten Krieg wurde dem Idealbild des krisenfesten Frontkämpfers in punkto Glaubensbereitschaft, Tapferkeit und Nervenstärke daher unbedingter Vorbildcharakter zugesprochen.

Dass der Krieg eine schädliche Wirkung auf die Psyche der Soldaten haben könnte, stand hingegen im krassen Widerspruch zur mythischen Überhöhung des „Fronterlebnisses“. Die Existenz von kriegsbedingten Traumatisierungen wurde von den Nationalsozialisten kategorisch bestritten. Der Vortrag beleuchtet den Umgang der NS - Bewegung mit psychischen Kriegsversehrungen in ihren ideologischen Diskursen und ihrer politischen Praxis. Gezeigt werden soll zum einen, dass die Nationalsozialisten versuchten, kriegsbedingte Traumatisierungen zu bagatellisieren und aus ihrem heroisierenden Weltkriegs - Gedenken zu verdrängen. Als förderungswürdig galten ausschließlich körperlich versehrte Soldaten, die in den Worten von Reichsgesundheitsführer Leonardo Contials „hochwertige Kriegsbeschädigte“ einzustufen waren. Die traumatisierten Opfer des Material - und Stellungskrieges wurden von der NSDAP hingegen als „Schwächlinge“, „Simulanten“ und „Arbeitsscheue“ diffamiert. Psychische Störungen wurden wie bereits im Ersten Weltkrieg mit fehlenden soldatischen Tugenden gleichgesetzt oder auf erblich bedingte Vorerkrankungen der Betroffenen zurückgeführt.

Man behalf sich hier mit der ideologischen Konstruktion, nicht die Kriegsgewalt habe traumatisierend gewirkt, sondern erst der vorgeblich zersetzende Einfluss des Weimarer „Wohlfahrtsstaates“ habe die Veteranen zu Opfern gemacht und bei vielen Betroffenen zu einer „Rentenpsychose“ geführt. Die NSDAP führte daher bereits während der Weimarer Zeit einen

propagandistischen Feldzug gegen die Annahme, deutsche Soldaten hätten durch ihren Fronteinsatz psychische Folgeschäden davongetragen. Dies soll anhand des massiven Protestes der politischen Rechten gegen den Anti-Kriegsfilm „Im Westen nichts Neues“ im Jahr 1930 verdeutlicht werden. So wurde die zentrale Aussage des Films, eine ganze Generation junger Männer sei kriegstraumatisiert in die Heimat zurückgekehrt von den Nationalsozialisten als offene Provokation und „literarischer Verrat am Soldaten des Ersten Weltkriegs“ aufgefasst, während die politische Linke die authentische Schilderung der Kriegsschrecken belobigte. Geradezu brennglasartig spiegelte sich in den innenpolitischen Auseinandersetzungen um den Film somit der gesellschaftlich erbittert geführte Kampf um das „Erbe der Front“ und die „richtige“ Erinnerung an den Weltkrieg.

In einem zweiten Schritt wird gezeigt werden, dass die Nationalsozialisten kriegsbedingte Traumatisierungen und Folgewirkungen auch sehr viel grundsätzlicher als fundamentale Bedrohung wahrnahmen. Bekanntermaßen machten Hitler und andere hohe NS-Führer für die Niederlage von 1918 in erster Linie den moralischen Zusammenbruch der Heimat verantwortlich. Robert Ley, Leiter der Deutschen Arbeitsfront, zeigte sich 1933 etwa überzeugt, Deutschland sei als Verlierer aus dem Ersten Weltkrieg hervorgegangen, „weil wir die Nerven verloren haben“. Die Angst vor einem zweiten „Dolchstoß“ saß daher tief und war ständig präsent - eine Wiederholung der Zustände von 1918 galt es in jedem Fall zu verhindern. Auch Hitler forderte deshalb ein „nervenstarkes Volk“, da man „nur allein mit einem Volk, daß seine Nerven behält [...] wahrhaft große Politik machen“ könne. Dass die „Kriegsneurotiker“ im Zuge der verhassten „Novemberrevolution“ als Rädelsführer eine bedeutende Rolle gespielt hatten, stand sowohl für die Nationalsozialisten als auch für die Mehrheit der Militärpsychiater fest. Die „nervenschwachen“ Veteranen galten daher aus Sicht der NS-Bewegung nicht zuletzt als Gefahr für die Durchhaltebereitschaft und Willenskraft der Bevölkerung.

Doch auch das Verhältnis der Nationalsozialisten zu den körperlich Kriegsbeschädigten blieb vor diesem Hintergrund stets ambivalent. Auch wenn man diese einerseits mit großem Pomp als „Ehrenbürger“ glorifizierte, sahen sich andererseits doch auch die Kriegsinvaliden dem Verdacht ausgesetzt, sie seien aufgrund der angeblich übertriebenen Versorgungsleistungen in der Weimarer Republik zu „Rentenhysterikern“ und „Bummelanten“ geworden, denen die soldatischen Ideale und Tugenden fremd wären. So wurde auch die Masse der Kriegsbeschädigten vorsorglich in regelmäßigen Abständen vor einer Beteiligung an Aktionen gewarnt, die zu einer Wiederholung der Ereignisse von 1918 führen könnten. Die Nationalsozialisten verstanden ihre Kriegsofferpolitik daher in erster Linie als

Umerziehungsmaßnahme, um aus passiven „Rentenempfängern“ wieder soldatisch denkende „Volksgenossen“ zu formen.